

Sören
Bollmann

**DER
HIMMEL
ÜBER
EUROPA**

Roman

Sören Bollmann
Der Himmel über Europa

Sören Bollmann

Der Himmel über Europa

Roman

EDITION
Noack 
Block

Umschlagabbildung: © starush – stock.adobe.com

ISBN 978-3-86813-164-2

E-Book (PDF) ISBN 978-3-86813-899-3

E-Book (EPUB) ISBN 978-3-86813-898-6

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2023. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Edition Noack & Block
in der Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

Für Ludger Puhe

*»Überall sind wir,
nach den radikalen Vereinfachungen,
Bereinigungen, Begradigungen und
Homogenisierungen des zurückliegenden Jahrhunderts,
mit der Rückkehr zu einer Komplexität konfrontiert,
die die Stärke und den Zauber
der mitteleuropäischen Verhältnisse ausgemacht hat,
an deren Bewältigung die Mitteleuropäer
aber gescheitert sind.
Ob sie sie jetzt wenigstens aushalten?«*

– Karl Schlögel: Grenzland Europa.

Unterwegs auf einem neuen Kontinent (2013)

*»... dass es kein Monopol auf Erfahrung
und kein Monopol auf die Definition
der Geschichte Europas gibt,
solange nicht alle ihre Geschichten erzählt haben.«*

– Ebd.

*»Der Neid, die Habsucht oder das Ressentiment, die uns antreiben,
sind gerechtfertigt, weil wir uns sagen,
dass wir ja zum Zweck der Selbstverteidigung handeln.
Das Böse, die Bedrohung liegt immer beim anderen.
Der erste Schritt ... ist die Angst.
Die Angst, unsere Identität, unser Leben, unseren Rang ... zu verlieren.
Die Angst ist das Pulver und der Hass der Docht.«*

– Carlos Ruiz Zafón: Das Spiel des Engels (2008)

Vorbemerkung

»Der Himmel über Europa« ist kein historischer Roman, sondern frei erfunden. Dies gilt insbesondere für die Schilderung von Personen und Ereignissen in den Ländern Bosnien-Herzegowina, Kroatien und Serbien und erst recht für den Verlauf der Geschichte nach dem 7. Mai 2017.

An vielen Stellen ist jedoch eine Ähnlichkeit mit historischen Ereignissen sowie mit der Gegenwart kein Zufall, sondern Absicht.

Fremdsprachige Textstellen, die sich nicht aus der Geschichte erschließen, sind am Ende des Buches übersetzt.

Hauptfiguren (in der Reihenfolge ihres Auftretens)

Selma	Ingas Großmutter, von der Insel Bornholm
Serafina	Maries Großmutter, die als junge Frau starb
Die Alte	Mias Großmutter
Zdzisław	Przemeks Großvater, der Händler
Albert	Marcel's Großvater, Mitläufer
Alexander	Alex' Großvater, der Revolutionär, am Anfang auch der »dritte Mann« genannt
Marcel Ziegler	Ich-Erzähler, Schriftsteller, Europaabgeordneter aus Berlin
Inga Karlsson	schwedische Europaabgeordnete und Friedensforscherin, aufgewachsen in Lund und auf Bornholm
Marie-France Morceli	genannt Marie, Europaabgeordnete aus Boulogne-sur-Mer und ehemalige Fußballnationalspielerin
Alexander Lindsay	genannt Alex, Rechtsanwalt, Waisenkind, Schotte und Europaabgeordneter
Maida Lucija Vuković	genannt Mia, Bosnierin und Kroatin, Europaabgeordnete
Przemysław Szczepański	genannt Przemek (sprich: Pschämeck), Europaabgeordneter aus Poznań, gelernter Umweltingenieur
José Oliveira	Portugiese, Landwirt und Europaabgeordneter wider Willen
Avô Miguel	Josés Großvater, Kleinbauer im Norden Portugals
Anne Lauterberg	Master-Studentin der European Studies, Frankfurt (Oder)

Wichtige Nebenfiguren

Erster Teil

Rosalie	Referentin im Europaparlament, Literaturliebhaberin und promovierte Historikerin
Henri Leborgne	französischer Fußballprofi und Sponsor von Maries Projekten
Junuz Sesar	Bürgermeister von Brčko, Bosnien-Herzegowina
X	Anführer der Geiselnnehmer
Wilma	Schulfreundin von Inga
Katja Kiebusch	Journalistin, aufgewachsen in der DDR, Ost-Berlin
Kurt Bandikow	hochrangiger Offizier der Staatssicherheit, Ost-Berlin

Peter	ein Spitzel
Sir George Lindsay	Alex' Adoptivvater, auch Rechtsanwalt
Erin	genannt »kleine Hexe«, Schulfreundin von Alex
Jean-Luc	Maries ältester Bruder
Mathieu	Maries zweitältester Bruder
Ola	Przemeks Ehefrau und Mutter seiner Töchter Alicja, Amelia und Antonina
Christine	Marketingchefin in einer deutschen Umwelttechnikfirma, Przemeks große Liebe
Bogdan	handelt mit allem und jedem, Pole weißrussischer Eltern
Tyron	Waise aus dem St. Andrews-Kinderheim in Edinburgh
Pedro	Josés Sohn
Ana	Josés Tochter
Maria	Josés Frau, aus Barcelona
Anastasia	genannt Nastja, Mias Cousine, aus Sarajevo

Zweiter Teil

Der Fischer	Rätselhafter Mann im Himmel
Nina	Mitarbeiterin der Tourist-Information am Grande Place, Brüssel, Marcells Lebensgefährtin
Anonymer Blogger	Verfasser des Blogs eines Europäers von sehr geringem Verstand
Matthew	Alex' Lebensgefährtin
Eileen	eine Freundin von Alex aus Studienzeiten in St. Andrews
Aksel	wichtige Person in Ingas Leben
Angélique	Marcells »Amour Fou«, aus Berlin
Winfried	genannt Winni, Stadstreicher, aus Berlin
Zacharias	Annes rechter Gegenspieler
Roland	Drahtzieher des islamistischen Terrorismus in Europa

Dritter Teil

Azira	Café-Besitzerin in Sarajevo
Natalia	Studentin aus Finnland
Anastasia	genannt Ana, ein Baby

Jede Geschichte fängt irgendwo an

»Der Europäische Rat hat auf Vorschlag der Kommission und in Abstimmung mit dem Parlament unter Berufung auf Art. 14 Abs. 3 des EU-Vertrags beschlossen, die für den 23.–26. Mai 2019 vorgesehenen Wahlen zum IX. Europäischen Parlament auf den 21.–24. November 2019 zu verschieben, da die Auswirkungen der militärischen Auseinandersetzungen in Bosnien-Herzegowina eine allgemeine Wahl im benachbarten Kroatien derzeit unmöglich machen.

Brüssel, den 7. November 2018.«

Der Himmel über Europa, erster Vorhang

Im Himmel steht ein Haus aus weinrotem Holz und mit weiß getünchten Fensterrahmen. Es ist von einem Garten umgeben, in dem Gemüse und Kräuter wachsen und dazwischen Blumen in allen Farben und der nicht umzäunt ist, sondern erst am Meer sein Ende findet. Dort führt ein Pfad zwischen den Felsen zum Strand hinunter. Der Strand ist menschenleer und auf dem Meer ist bis zum Horizont kein einziges Schiff unterwegs.

Ingas Großmutter Selma steht draußen am Herd und rührt gemächlich in einem großen Topf. Der Herd steht mitten auf der Terrasse, ohne dass ihn ein Dach schützen würde. Im Himmel regnet und stürmt es fast nie, und wenn, dann nur aus einem triftigen Grund. Aus dem Topf duftet es nach Fleisch mit Kräutern der Provence. Mit einem Mal horcht Selma auf, weil es sich anhört, als sei ein Motorrad gekommen.

Maries Großmutter sieht nicht aus wie eine Großmutter, sie war auch noch keine, als sie starb und ihre Tochter, Maries Mutter, war noch ein Kind. Sie kam bei einem Unfall ums Leben, mit einem geliehenen Motorrad, weil sie vergessen hatte, dass in London der Gegenverkehr von rechts kommt. Maries Großmutter ist schön wie aus Tausendundeiner Nacht. Sie hat lange, schwarze Haare, dunkle Augen, von denen man seinen Blick kaum abwenden kann und einen Mund wie gemalt. Sie bewegt sich mit einer natürlichen, zurückhaltenden Anmut und füllt jeden Raum mit ihrer Anwesenheit aus und sei es auch ein Küstengarten im Himmel.

»Mein Gott, wie gut das riecht!«

Maries Großmutter lugt um die Ecke, den Motorradhelm in der Hand.

»Sagen Sie, was ist das für ein köstlicher Duft?«

»Lamm und Rind, lange zusammengekocht«, antwortet Ingas Großmutter. »Möchten Sie mit uns essen? Es ist genug da.«

»Liebend gern. Ich habe seit Tagen nichts Richtiges mehr gegessen. Ich heiße Serafina.«

»Selma.«

Sie setzen sich an den Tisch. Serafina legt den Helm zur Seite und zieht ihren Pull-over aus. Wenn sie isst, schließt sie die Augen.

»Wo hast du bloß dieses zarte Fleisch her?«

Selma lächelt bescheiden.

»Dabei ist es gar nicht nur das Fleisch, sondern die Komposition aus Kräutern und Gewürzen. Rosmarin, nicht wahr? Und Thymian.«

Selma nickt.

»Das erinnert mich an den Geschmack meiner Kindheit.«

»Wo kommst du her?«

»Algerien«, antwortet Serafina mit vollem Mund.

»In Afrika bin ich nie gewesen«, sagt Selma und schaut der jungen Frau beim Essen zu.

»Hier ist es auch schön«, sagt Serafina. »Wo sind wir?«

»Auf Bornholm.«

»Gehört zu Dänemark, nicht wahr? Bist du Dänin?«

»Dänin, ja, und Schwedin, beides, wegen meiner Eltern. Mein Mann gehörte zur dänischen Minderheit in Norddeutschland.«

»Ach, da habt ihr euch in der Mitte getroffen.«

Selma lacht.

»So haben wir das nie betrachtet. Mein Mann bekam nach dem Krieg eine Anstellung in der Gemeindeverwaltung. Also sind wir geblieben.«

»Wo ist dein Mann? Warum seid ihr nicht zusammen?«

»Ich weiß nicht, seit ein paar Tagen ist er fort.«

»Seit ein paar Tagen, sagst du.«

Serafina hört auf zu kauen, mustert ausgiebig den Garten und starrt auf den Horizont, als würde sie etwas suchen.

»Du hast dich bestimmt zeitlebens vor Heiratsanträgen kaum retten können, nicht wahr?«, sagt Selma. »So schön, wie du bist.«

»Männer«, erwidert Serafina geistesabwesend, als könne man bei Gelegenheit über sie reden, wenn es kein solch wunderbares Essen gibt.

»Es ist besser, wenn die Männer meines Lebens hier nicht auftauchen. Es gäbe ein Hauen und Stechen, und müsste ich mich am Ende für einen von ihnen entscheiden, wüsste ich nicht, für wen. Höchstens der eine, der letzte, den ich bloß zwei Tage kannte und der mir das Motorrad geliehen hat.«

»Hast du keine Kinder gehabt?«, fragt Selma.

»Eine Tochter, ein liebes, fleißiges Mädchen. Hoffentlich ist sie gut durchs Leben gekommen, obwohl sie erst fünfzehn war, als es mich erwischte. Doch warum reden wir vom Tod? An diesem bezaubernden Ort und zu deinem köstlichen Essen. Du bist eine himmlische Köchin. War das dein Beruf?«

»Nicht doch, ich habe nur für meine Familie gekocht.«

»Welch ein Verlust für die Welt! Ich meine, wie schön für deine Familie. Darf ich einen Nachschlag haben?«

Eine Möwe segelt auf die Terrasse und starrt die Essenden an.

»Die hat bestimmt auch Hunger«, meint Serafina.

»Wenn wir eine von ihnen füttern, kommen sie morgen zu Hunderten.«

Serafina nickt eifrig und schaut aufs Meer, von dem ein sanfter Wind durch den Garten weht.

»Weißt du, das kann kein Zufall sein!«, ruft sie plötzlich. »Dass wir uns hier begegnen und dass dein Mann verschwunden ist. Er ist bestimmt nicht für immer weg, nur für eine gewisse Zeit. Ich frage mich immer wieder nach dem Sinn dieses Himmels, warum er so ist, wie er ist und warum er sich wandelt und ob das alles nicht etwas mit dem Leben dort unten zu tun hat. Mit dem Leben derer, die wir zurückgelassen haben. Sag mal, lebst du eigentlich allein hier oder gibt es noch andere?«

Ingas Großmutter kommt nicht dazu zu antworten. Die Fensterläden unterm Dach fliegen auf, dass es kracht.

»Ist es schon wieder Zeit fürs Mittagessen?«

Heraus schaut ein runzliges, von zerzausten Haaren umrahmtes Gesicht. Es verschwindet und kurz darauf geht die Tür auf. Eine kleine Frau tritt resolut auf die Terrasse, als gehöre sie ihr. Sie wackelt beim Gehen, weil ein Bein kürzer ist als das andere.

»Na so was, wir haben Besuch. Ein junges Mädchen, welch seltener Anblick! Siehst aus wie die Mädchen bei uns in Bosnien. Ich war auch mal so schön wie du. Da staunt ihr, was? Der Deibel soll mich holen! Schönheit ist vergänglich, wie das Leben auf der verfluchten Erde! Was hat dich bloß so früh aus dem Leben gerissen? Sag nichts, lass mich raten! Mord aus Eifersucht. Dir blieb das Alter erspart, du Glückliche! Wo sind deine Männer? Du brauchst Männer, die dich bewundern, mein Kleines. Damit du ihnen den Kopf verdrehen und sie fortjagen kannst. Es gibt das Gleiche wie gestern, nicht wahr, Selma?«

Sie tut sich ordentlich auf.

»Seid ihr schon lange hier?«, will Serafina wissen.

»Seit gestern. Doch Selma lebt seit Ewigkeiten an diesem Ort, nicht wahr?«, antwortet die Alte und schaufelt das Essen in sich hinein.

»Ich weiß nicht«, sagt Ingas Großmutter. »Ich habe die Tage nicht gezählt.«

»Die Tage nicht gezählt!«, lacht die Alte, die mindestens ebenso schnell isst, wie sie redet. »Macht ja auch keinen Sinn, die Tage zu zählen in der Ewigkeit!«

Serafina ist der Appetit vergangen. Daran ist die Alte schuld, die plumpe Art, mit der sie sich übers Essen hermacht. Sie schließt nicht einmal den Mund, während sie kaut! Am liebsten hätte Serafina diesen Garten und das Meer, das sie an ihre Heimat erinnerte und die Sehnsucht zu reisen wachrief, nur mit Selma geteilt und mit niemandem sonst. Was hat so jemand wie die Alte im Himmel verloren? Wenn es einen Himmel gibt, muss es doch auch eine Hölle geben. Was hat die Alte gesagt? »Dir blieb das Alter erspart, du Glückliche!« Dass die Schönheit vergeht, sei's drum, doch verändert sich auch der Charakter, wenn man älter wird? Verstärken sich im Alter all deine schlechten Eigenschaften? Sie hat das Leben genossen, ist egoistisch und sprunghaft

gewesen und hat die Menschen, die sie liebte, oft verletzt. Ist die Alte für sie ein Ärgernis, weil sie ihr den Spiegel vorhält?

»Du fragst dich bestimmt, warum wir hier sind«, grient die Alte. »Ausgerechnet an diesem Ort des vermaledeiten Himmels.«

Serafina bleibt vor Schreck fast das Herz stehen. Ist der Himmel in Wirklichkeit eine Hölle, in der man dazu verdammt ist, die Ewigkeit mit Menschen zu verbringen, die einem ähnlich sind? Als Strafe für ein unstetes, verantwortungsloses Leben.

»Und du, Selma?«, fragt Serafina, als erhoffe sie sich von ihr die Rettung. »Was denkst du darüber?«

»Ich weiß es nicht«, antwortet Selma erneut, streichelt ihr liebevoll den Arm.

»Aber ich weiß es!«, ruft die Alte, Mias Großmutter, triumphierend. »Es hat etwas mit unseren Enkeltöchtern zu tun. Sie sind in Gefahr!«

»Enkeltöchter?«, wiederholt Serafina. »Woher willst du wissen, dass meine Tochter eine Tochter hatte? Miriam war erst fünfzehn.«

»Kruzitürken, die Arme!«, zetert die Alte. Fünfzehn Lenze ist zu jung, um auf sich allein gestellt zu sein.«

»Dann sag mir, was wir für sie tun können, du alte Hexe!«, fährt Serafina sie an.

»Ich fürchte, gar nichts«, seufzt Selma.

»Das werden wir noch sehen!«, kreischt die Alte.

* * *

»Mein Gott, wo bin ich gelandet?«

Stille.

»Dass es viele Himmel gibt, habe ich schon kapiert, doch dass sie so schnell wechseln können, wie Kulissen in einem Theater ...?«

»Woher weißt du, wie es in einem Theater aussieht?«, fragt mein Großvater.

Schweigen.

»Nichts für ungut. Ich dachte eben, für so etwas hättest du gar keine Zeit gehabt in deinem Leben.«

»Ich war zweimal im Theater«, grummelt Przemeks Großvater, der Händler, pikiert.

»Beide Male im selben Stück.«

»Wieso?«

»Weil ich es beim ersten Mal nicht verstanden habe.«

»Wie hieß es denn?«

»Den Titel habe ich vergessen, ich glaube, es war von einem Amerikaner.«

»War die Vorstellung auf Englisch?«

Przemeks Großvater nickt.

»Hast du beim zweiten Mal mehr verstanden?«

»Es lag nicht an der Sprache«, erwidert Przemeks Großvater, »ich kann Englisch. Doch es ist ein kompliziertes Stück, es passiert kaum etwas und man fragt sich die ganze Zeit, was das alles soll.«

Stimme aus dem Off: »Wir sind in Finnland, ihr Idioten!«

Mein Großvater zuckt zusammen und schaut sich nach allen Seiten um.

»Der Himmel sieht aus wie das Land, zu dem er gehört«, sinniert Przemeks Großvater.

»Nichts als Schnee und Nadelwälder«, fügt mein Großvater hinzu.

Stimme aus dem Off: »Schaut genauer hin!«

»Es sind nicht nur Nadelbäume«, stellt Przemeks Großvater nach einer Weile fest. »Dazwischen wachsen Birken.«

Stille.

»Die Seen sind komplett zugefroren«, ergänzt mein Großvater und lauscht, als er warte er den nächsten Tadel.

Plötzlich taucht ein Mann zwischen den Bäumen auf, Skianzug, feste Schuhe, Schal, dicke Mütze mit Ohrenklappen. Er folgt einem Pfad, der nur daran zu erkennen ist, dass andere vor ihm den Schnee niedergetreten haben. Er geht, ohne zu zögern, auf die zugeschnittene Ebene, unter der sich der See befinden muss. Mitten auf dem Eis holt er einen Klappstuhl aus dem Rucksack, einen Eimer und etwas, das aussieht wie ein riesiger Korkenzieher. Er bohrt ein Loch, das gerade so groß ist, dass ein Fisch hindurchpasst. Er bestückt eine winzige Angelrute mit einem Gewicht und einem Köder. Dann lässt er die Schnur ins Wasser.

»Nun sitzt er schon eine Ewigkeit dort«, bemerkt Przemeks Großvater schließlich.

»Er hat sein Leben lang auf dem Eis gehockt und darauf gewartet, dass die Fische anbeißen. Warum sollte er hier etwas anderes tun?«, erwidert ein Mann neben ihnen.

»Wo kommen Sie auf einmal her?«, fragt mein Großvater erschrocken.

»Von der Erde, wie alle hier«, antwortet der Mann.

»Sind Sie eben erst gestorben?«

»Das ist eine eigenartige Frage.«

»Sie wissen nicht, wann Sie gestorben sind?«, fragt mein Großvater vorwurfsvoll.

»Ist das denn wichtig?«

Schweigen.

»Es ist schon ein paar Jährchen her, wenn ich mich nicht irre. Beruhigt Sie das?«

»Ich frage mich, warum wir hier aufeinandertreffen«, überlegt Przemeks Großvater. »Ich habe Sie noch nie gesehen.«

»Sie stellen verdammt viele Fragen«, sagt der dritte Mann, eher belustigt als verärgert. »Muss es für alles einen schwerwiegenden Grund geben? Können wir nicht einfach grundlos hier herumstehen und dem Eisfischer zuschauen?«

»Woher wussten Sie, dass der Mann sein Leben lang auf dem Eis geangelt hat?«, fragt mein Großvater.

»Vermutlich wird er einen Weißfisch angeln«, entgegnet der dritte Mann.

Der Schnee knarzt unter ihren Stiefeln, wenn sie ein paar Schritte gehen.

»Er hat es mir erzählt.«

»Ich glaube trotz allem, dass unser Aufeinandertreffen kein Zufall ist«, beharrt Przemeks Großvater. »Es muss eine Verbindung zwischen uns geben.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, erwidert mein Großvater.

»Sie meinen, weil ich schwarz bin und Sie weiß«, grinst der dritte Mann.

Mein Großvater zögert. Er würde sich wohler fühlen, wenn ihm jemand erklärte, was an diesem Ort als politisch korrekt gilt und was nicht.

»Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie es herausgefunden haben«, sagt der dritte Mann und wendet sich zum Gehen.

»Warten Sie!«, ruft mein Großvater. »Ihre Stimme, sie kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Richtig!«, pflichtet Przemeks Großvater bei. »Vorhin hörten wir eine Stimme, deren Urheber unsichtbar war.«

»Sie kam von oben und aus dem Wald«, resümiert mein Großvater. »Von überall her zugleich.«

»Ich dachte schon ...«, bringt Przemeks Großvater hervor.

»Es wäre die Stimme Gottes«, vollendet mein Großvater voller Ehrfurcht.

Der dritte Mann bricht in ein schallendes Gelächter aus.

»Die Stimme Gottes! Gott gibt es nicht. Jedenfalls gibt er sich nicht zu erkennen.«

Er geht. Der Eisfischer sitzt immer noch da.

»Seltsam wäre es schon«, meint mein Großvater nach einer Weile.

»Was?«

»Wenn Gott ein Schwarzer wäre.«

Przemeks Großvater versucht, sich an etwas zu erinnern.

»Ich habe einmal ein Interview gesehen«, beginnt er. »Mit Muhammad Ali, glaube ich. Darin erzählt er, wie er als kleiner Junge mit einem Buch, das er im Religionsunterricht bekam, zu seiner Mutter lief und sie fragte: – Mama, warum ist der Herrgott auf dem Bild weiß und nicht schwarz wie wir?«

Wie ich im November 2018 für einen Moment tausend Leute zum Narren hielt und in einem historischen Augenblick um ein Haar eine falsche Entscheidung getroffen hätte

»Liebe Freundinnen und Freunde!«, rief ich vom Rednerpult.

Was für eine dämliche Anrede! Unter den tausend Menschen, die vor mir saßen, zählte ich nur zwei oder drei zu meinen Freunden. Der Rest: Parteifreunde. Dabei war ich nicht einmal Mitglied ihrer Partei. »Liebe Leute!«, hätte ich sagen können. Schön flapsig und mit all der Distanz, die ich für den Haufen empfand. Doch da hätten die Parteioberen gehaut, dass ich etwas im Schilde führte und mir womöglich das Mikrofon abgeschaltet. Die politisch korrekte Ansprache »Genossinnen und Genossen« hatte ich bisher kein einziges Mal über die Lippen gebracht.

»Ich bin heute zu euch gekommen, um euch mitzuteilen, dass ich mich nach reiflicher Überlegung dazu entschlossen habe ...«

Jetzt eine kleine Pause, um Spannung zu erzeugen. Alle waren sich sicher, dass ich nicht noch einmal antreten würde. Das hatte ich schon bei meiner Wahl vor fünf Jahren erklärt und seither bei jeder Gelegenheit wiederholt. Tatsächlich hatte ich bis zu diesem Tag auch nie etwas anderes vorgehabt, als es bei einer Legislaturperiode bewenden zu lassen. An diesem Samstag im November, an dem es draußen plötzlich warm war wie in einem ergrauten Mai, während es in der hässlichen Kongresshalle in Hellersdorf zog wie Hechtsuppe, war der Moment gekommen, den Verzicht auf eine neuerliche Kandidatur zu besiegeln und den Platz für andere freizumachen, die es kaum erwarten konnten.

Ich wartete, bis auch die in der letzten Reihe ihre Gespräche mit den Tischnachbarn eingestellt hatten. Die Scheinwerfer strahlten von der Hallendecke und vertrieben die Zugluft. Mir wurde warm ums Herz. Ich sah mich in einem Café an der Strandpromenade von Oostende sitzen und die Jahreszeiten an mir vorbeiziehen, für alle Fälle in eine Wolldecke gehüllt, mit dem Notebook auf den Knien und einem freien Blick aufs Meer, das graue und das violette, das himmelblaue und das tintenfarbige. Mir weht eine sanfte Brise um die Nase, ich nippe an einem Tee, lebe von meinen Ersparnissen der Jahre als Europaabgeordneter und habe alle Zeit der Welt, um die Geschichte zu Ende zu schreiben.

Ich setzte das Lächeln auf, das in den Medien mal als charmant oder weise und an anderer Stelle als arrogant und zynisch bezeichnet wird.

»... dass ich mich nach reiflicher Überlegung dazu entschlossen habe, für die nächste Europawahl noch einmal auf Listenplatz 1 zu kandidieren.«

In der ersten Reihe: Maßlose Enttäuschung im Gesicht von Gabriele, die sich für den sicheren Fall meines Verzichts sehr gute Chancen auf den ersten Listenplatz ausgerechnet hatte. Obwohl sie dem Job weder intellektuell noch emotional gewachsen war. Sie war in die Politik gegangen, weil sie mit ihren Oberschülern in Lichtenberg nicht mehr zurechtkam. Ein Psychiater diagnostizierte ein Burnout und sie wurde monatelang krankgeschrieben. Zeit genug, um sich in einer vom fehlenden Nachwuchs in ihrer Existenz bedrohten Partei von Versammlung zu Versammlung hochzudienen. Was sie für die Aufgabe einer Europaabgeordneten qualifizierte? Sie war Lehrerin für Englisch und Französisch.

Blankes Entsetzen bei Manfred, der alles so perfekt eingefädelt hatte und seinen Bart darauf verwettet hätte, dass seine monatelang ausgeklügelte Liste nicht nur den Interessen beider Parteiflügel, sondern auch denen der Landesverbände entsprach und anstandslos durchgewinkt werden würde. Sie war gendermäßig ausgewogen, inklusiv und multikulturell, Manfred hatte einen Rollstuhlfahrer und eine Migrantin auf aussichtsreiche Plätze gehievt. Nun hielt der Saal den Atem an, dass man eine Fliege durch die Reihen hätte surren hören können.

Wenn ich es ernst gemeint hätte, wäre ich mit großer Mehrheit wiedergewählt worden, wenn auch von vielen mit geballter Faust in der Tasche. Keine Partei in Europa konnte es sich leisten, einen der sogenannten »sieben Helden von Brüssel« nicht aufzustellen. Sie wäre in den Medien zerrissen und von den Wählern gnadenlos abgestraft worden. Manfred wusste das. Sein Gesicht lief rot an, während sein drei Zentner schwerer Körper in Wallung geriet, als wäre er ein Vulkan kurz vor dem Ausbruch. Gabriele machte sich keine Illusionen. Wenn ich Manfreds Liste ad absurdum führte, würde eine Debatte losbrechen, in der jede Personalie in Frage gestellt werden würde, auch ihre. Ihr kamen die Tränen. Nun würde sie in den Schuldienst zurückkehren und sich bis zur Pensionierung von unverschämten Teenagern quälen lassen müssen.

Plötzlich wurde es unruhig im Saal, einer nach dem anderen zückte sein Smartphone. Als Manfreds persönlicher Referent ihm etwas zuflüsterte, startete auch er fassungslos auf den kleinen Bildschirm. Man steckte aufgeregt die Köpfe zusammen. Olga, die gute Seele meines Berliner Büros, kam Manfred zuvor. Sie kletterte auf die Bühne, um mir zu erklären, warum Manfred, der weniger gut zu Fuß war, mich wenige Augenblicke später, ohne mich eines Blickes zu würdigen, vom Pult verdrängen würde, um eine halbstündige Unterbrechung des Parteitags zu verkünden, während derer sich der Vorstand dringend beraten müsse. In Brüssel hatte man soeben beschlossen, die Europawahl von Mai auf November 2019 zu verschieben, weil fraglich

war, ob die kroatische Regierung im Frühjahr in der Lage wäre, in ihrem Land eine Wahl durchzuführen.

Während der Vorstand sich beriet, ging ich mit Olga und Petra, meiner bezaubernden Kollegin, einer genialen Lyrikerin, die sich mit einem winzigen Buchladen in Marzahn über Wasser hielt, im Foyer eine Cola trinken.

»Die Gefahr, dass Kroatien in den Bosnien-Konflikt hineingezogen wird, ist doch bloß ein willkommener Vorwand, um die Wahl zu verschieben«, behauptete Petra. »In Brüssel haben sie alle Angst, dass der Urnengang zum Fiasko wird. Als ob es nicht schon schlimm genug wäre, dass die Nationalisten immer mehr Zulauf gewinnen, nun sorgt die ›Bewegung der Nichtwähler‹ auch noch dafür, dass viele Leute am Wahltag zu Hause bleiben. Am Ende bekommen die Gegner Europas im Parlament eine Mehrheit und was dann?«

Olga und ich sahen uns an. Wir gehörten auch zu »denen in Brüssel«. Das Gerücht, dass die Wahl verschoben werden könnte, geisterte schon seit ein paar Tagen durch die Institutionen. Es gab ebenso viele Befürworter wie Gegner und es hatte bis zuletzt danach ausgesehen, als wollte man noch bis zum nächsten EU-Gipfel im Dezember abwarten, wie sich die Lage in Bosnien-Herzegowina entwickelt. Hätte ich die Entscheidung mitgetragen, wenn man mich gefragt hätte? Warum verschob man die Wahl bloß um sechs Monate? Auf wen sollte damit Druck ausgeübt werden? Welcher der unzähligen Brandherde Europas kann in nur einem Jahr gelöscht werden?

Die Nachricht ging um die Welt und die Aktienkurse europäischer Konzerne brachen ein. Der Vorstand, so Manfred, habe schweren Herzens entschieden, die Kandidatenkür ebenfalls um ein halbes Jahr zu verschieben.

»Bis dahin werden wir auch mit dir fertig«, zischte Manfred mir zu, als er vom Rednerpult zurück zu seinem Sitzplatz schnaufte.

Es blieb noch eine Viertelstunde, bis die Parteitagsregie den nächsten Tagesordnungspunkt aufrufen würde. Ich machte mich auf den Weg zu den Toiletten.

Wut stieg in mir hoch. Auf Manfred und seine tumbe Arroganz. Als ob es hier bloß um ihn und seine Machtspielchen gehen würde! Es ging um die Zukunft Europas, um Krieg und Frieden, wieder einmal, und darum, ob der mahnende Zeigefinger der Linken auf der europäischen Bühne weiterhin übersehen wird oder ob die internationale Linke mit aller Kraft ihre friedenspolitische Glaubwürdigkeit in die Waagschale wirft, damit die Geschichte am Ende glimpflich ausgeht. Ich hatte nicht übel Lust, Manfred eins auszuwischen und ihn von seinem hohen Ross zu stürzen. Ich sah mich triumphieren, von der tobenden Halle auf Händen getragen und Manfred wie ein Häuflein Elend auf seinem Stuhl zusammensinken. Doch Wut ist für mich ein sehr seltenes Gefühl und kein ernstzunehmender Antrieb fürs Handeln. Sie geht so schnell, wie sie kommt.

Stattdessen stellte ich mir die Frage, ob meine Entscheidung, mich aus der Politik wieder zurückzuziehen, auch nüchtern betrachtet richtig war. Sie war konsequent, denn ich hatte es keinen Augenblick lang ernst gemeint mit der Politik. Manfred, der ewige Strippenzieher, hatte mich 2014 bekniet zu kandidieren, weil er mit einem populären Schriftsteller Stimmen fangen wollte. Ich spielte das Spiel mit, weil mir die große Politik noch fehlte als Erfahrung im Leben und weil mich Brüssel als Stadt und als europäischer Schauplatz reizte. Doch eigentlich ging es mir immer nur darum, meine Bücher zu schreiben und das Leben zu genießen.

Wie wäre es, wenn ich plötzlich ernst machte mit der Politik? Mich für fünf Jahre mit Haut und Haaren Europa verschriebe? Vom politisierenden Schriftsteller zum nur noch gelegentlich schriftstellernden Vollblutpolitiker. Irgendwie würde sich schon Zeit finden, meinen Roman zu Ende zu schreiben. Die Idee war verlockend und fühlte sich groß an. Auf der Toilette warf ich mir mit vollen Händen Wasser ins Gesicht und in meinem Kopf nahm eine Rede Gestalt an, mit der ich meine Kandidatur begründete, meinen Parteibeitritt erklärte, für fünf Jahre auf Bewährung, und den ganzen Haufen einschwor auf einen Kampf für Europa, für Frieden, Gerechtigkeit und Solidarität. Mit einem Mal schmeckte Politik nach Abenteuer und nach der süßen Schwere einer mutigen Entscheidung. Es fühlte sich nach mühseliger Überzeugungsarbeit an und nach einer Achtzig-Stunden-Woche, wie ich es bei Inga mitbekam. Vielleicht würde es Inga und mir gelingen, dass Linke und Konservative für den Frieden an einem Strang zögen, was die politische Landschaft nachhaltig verändern könnte. Vom Verführer der Frauen Europas zum europäischen Politikflüsterer. Wahrlich nicht übel, des Dichters neue Kleider! Endlich würde ich mich auch in der Liebe entscheiden und Nina einen Heiratsantrag machen. Denn wer A sagt, muss auch B sagen, oder etwa nicht? Wer Nina ist, erzähle ich später. Ich kann es getrost viel später erzählen, denn als ich die Halle wieder betrat, die nach verbrauchter Luft roch und Manfred im Gespräch mit seinen Vorstandskollegen vorgeblich staatstragend gestikulieren sah, wehte von irgendwo her ein einziger frischer Windhauch in die Halle. Er rief mich fort, ans Meer, wo ich allein war und leben konnte, wie es mir gefiel. Ich bat um ein paar Minuten, um meine unterbrochene Rede zu Ende zu führen. Manfred erlaubte es gnädig, weil er sicher war, dass es nichts mehr gab, was ich hätte kaputtmachen können.

»Liebe Genossinnen und Genossen!«, sagte ich. »Ich habe doch nur einen Scherz gemacht.«

Ich wartete, bis sich der Tumult, Heiterkeit wie Empörung, gelegt hatte. In Manfreds Gesicht kämpften Erleichterung und Rachegefühle um die Vorherrschaft. Mit ungewissem Ausgang. Gabi weinte still vor sich hin. Petra nahm sie tröstend in den Arm und warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu.

»Ich halte mein Wort und trete nicht noch einmal an. Fünf Jahre Brüssel, meinetwegen sogar fünfeinhalb, reichen für ein ganzes Leben. Ich weiß nicht, ob ich die Welt besser gemacht habe, aber ich habe sie auch nicht schlechter gemacht, als sie ohnehin schon ist. Länger als eine Wahlperiode EU-Abgeordneter zu sein, ist etwas, was ich selbst meinen ärgsten Feinden nicht wünschen würde. Und davon habe ich, wie ihr wisst, einen ganzen Haufen.«

Dafür gab es ein paar Lacher.

»Ich danke euch, dass ihr mich so lange ausgehalten habt und wünsche euch noch einen harmonischen Parteitag.«

Ich verließ unter höflichem Beifall die Bühne. Rosemarie, die Fraktionschefin im Bundestag, umarmte mich, als wollte sie mich zerquetschen. Corinna und Theo, meine Kollegen im Parlament, reichten mir distanziert die Hand und Manfred hatte sich wieder so weit unter Kontrolle, dass er meine Hand lange genug drücken konnte, um die Fotografen Bilder von einem grinsenden Parteivorsitzenden machen zu lassen, welcher sich bei einem Abgeordneten bedankt, der aus freien Stücken auf eine erneute Kandidatur verzichtete. Gabi wischte sich mit einem hübschen, rosafarbenen Taschentuch die Tränen aus dem Gesicht. Während ich ihre kleine, feuchte Hand hielt, gab ich ihr zwei Wangenküsschen, weil sie mir leidtat. Petra umarmte mich.

»Das war ja mal wieder typisch!«

»Danke für deine Komplizenschaft.«

Sie lachte, dann flüsterte sie mir ins Ohr:

»Hast du heute Abend schon etwas vor?«

»Eine Lesung in der Humboldt-Buchhandlung«, gab ich zurück.

»Und danach?«

»Genieße ich meine wiedergewonnene Freiheit und werde die Nacht durchschreiben.«

Sie hielt mich fest.

»Was würdest du sagen, wenn ich im Laufe des Abends mit einer guten Flasche Wein vorbeikomme?«

»Möglicherweise würde ich eine kurze Pause einlegen und danach weinselig weiter schreiben.«

»Nichts als ein amüsantes Intermezzo in der Arbeit des großen Schriftstellers? Da lass es uns besser auch um ein halbes Jahr verschieben.«

Ich küsste sie zum Abschied. Dann packte ich meine Siebensachen, lehnte zwei Interviewanfragen ab und verließ die Kongresshalle, noch ein paar Hände schüttelnd, die mir so dreist entgegengestreckt wurden, dass ich sie nicht umgehen konnte, ohne sehr unhöflich zu werden. Kaum war ich gegangen, vollzog Manfred, wie ich von Petra

erfuhr, eine Wende um hundertachtzig Grad und ließ die Wahl erneut auf die Tagesordnung setzen.

»Ich sage euch, Genossinnen und Genossen!«, brüllte Manfred durch die Halle. »Wir müssen mutig sein und ein Zeichen setzen für Europa! Gerade jetzt, da die Regierungen den Schwanz einziehen.«

Liebe Leute, bis mein Mandat endlich abgelaufen ist, werde ich noch mehr Sitzungen schwänzen als bisher, die nur deshalb Stunden dauern, weil sich eingebildete Kollegen am liebsten selbst reden hören. Ich brauche schließlich jede Minute, die ich kriegen kann, um die Hunderte von Seiten mit allen Erzählsträngen, Ereignissen und Heldinnen zu einem Ganzen zusammenzufügen.

ERSTER TEIL

1. Kapitel Die Geiselnahme, Brüssel, 10.–12. Oktober 2015

10. Oktober

In Ankara wird während einer regierungskritischen Demonstration ein Selbstmordanschlag verübt, bei dem zwei Sprengsätze detonieren. 128 Menschen sterben, mehr als 500 werden verletzt. – Der »Oberste Führer« der Demokratischen Volksrepublik Korea Kim Jong-un verkündet in der Hauptstadt Pjöngjang, dass sein Land darauf vorbereitet sei, in jedem Krieg zu bestehen, den die Vereinigten Staaten von Amerika vom Zaun brechen werden. – Die Militärführung der Islamischen Republik Iran testet eine atomwaffenfähige Mittelstreckenrakete, was die US-Regierung als einen Verstoß gegen die Erklärung Nr. 1929 des UN-Sicherheitsrates vom 9. Juni 2010 ansieht.

Ich gammelte bis elf im Bett herum, das mitten im Raum stand und las in französischen und deutschen Zeitungen, wie es um die Welt bestellt war. Die Welt hinter meinem Balkonfenster reichte Hunderte von Dächern weit und war meistens friedlich. Einmal sah ich ein Vögelchen aus dem Nest purzeln und sich auf dem Dach überschlagen, bis es über den Sims rutschte. Ansonsten nichts als Satellitenschüsseln, qualmende Schornsteine, Vögel in verschiedenen Größen und Farben, die ich gern beobachtete, aber deren Namen mich nicht interessierten, und am Horizont Flugzeuge im Landeanflug auf Brussels International. Im Bett trank ich einen Kaffee nach dem anderen. Der Automat stand seit kurzem am Kopfende. Ich brauchte nur den uralten »I love Berlin«-Becher, den ich im Sommer 1989 erstanden hatte und dessen Schriftzug kaum noch zu entziffern war, reinzustellen und auf den richtigen Knopf zu drücken. Rosalie hatte das Gerät hierher verfrachtet.

»Ist dir der Weg in die Küche zu weit geworden?«, fragte ich Rosalie.

»Es hat nichts mit Bequemlichkeit zu tun«, erwiderte sie triumphierend.

Sie hatte sich in meinem Bett häuslich eingerichtet, im Schneidersitz mit einem Buch auf dem Schoß und einem Stapel daneben. Rosalie las stets mehrere Bücher gleichzeitig, genauer gesagt, sie hatte eine Hauptlektüre, deren Geschichte sie von Anfang bis Ende folgte, und ein paar Begleitbücher, die sie an der passenden Stelle aufschlug, wenn eine besondere Stimmung, eine beiläufige Geste, eine bedeutsame Bemerkung sie mit einem Mal von einer Welt in die andere warf. So, wenn gerade

Bjørnstads Nina, die in der »Villa Europa« über dem Fjord thronte, Kunderas Sabina und Teresa auf den Plan rief.

»Mir geht es wie Tomas«, seufzte Rosalie. »Ich kann mich zwischen Teresa und Sabina nicht entscheiden, ich liebe sie beide.«

Rosalie steckte den Stift in den Mund, mit dem sie Stellen markierte, die sie besonders schön fand.

»Weißt du, wie oft ich schon in meinem Bett Kaffee verschüttet habe?«

Sie stellte den Becher in die Maschine zurück.

»So steht er völlig sicher und in perfekter Reichweite.«

Als Zeichen der Zustimmung küsste ich Rosalie auf das winzige Muttermal auf ihrem Hals und beobachtete sie im Spiegel, der an der Wand lehnte. Sie schob den Bücherstapel beiseite und legte den Kopf in den Nacken. Dann schloss sie die Augen und hielt den Stift wie eine Zigarre zwischen den Lippen. Sie ließ mich gewähren, als ich ihr Gesicht küsste und meine Hände unter ihr Hemd gleiten ließ, bis sie feststellte, dass alles seine Zeit habe. Zärtlichkeit habe ihre Zeit, genauso wie Kaffee im Bett und ein gutes Buch. Und vielleicht komme später noch einmal die Zeit für andere schöne Dinge. Schließlich sei der Abend noch lang und die Nacht erst recht.

Ich bequemte mich aus den Federn und kaufte für die nächsten Tage ein, Brot und Oliven, Tintenfisch, Lammkotelett und Schafskäse auf dem Markt im Quartier St. Jean. Dann ging ich in die kleine Pizzeria am Place du Jardin aux Fleurs zum Mittagessen.

»*Mon Dieu, misère!*«, rief der Wirt aus, als er mich sah und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Natürlich ging es ihm um Fußball. Deutschland hatte drei Tage zuvor das vorletzte Qualifikationsspiel zur Europameisterschaft mit 0:1 in Irland verloren.

»Warum bist du so verzweifelt? Deine Türken haben in Prag gewonnen und beste Chancen, sich direkt zu qualifizieren.«

»Ja, ja, die Türken, sie könnten es schaffen, kaum zu glauben. Doch bei der EM haben sie keine Chance«, wehrte er ab.

»Sag' das nicht! Die anderen kochen auch nur mit Wasser. Schau dir meine Deutschen an.«

»Marcel, mein Freund«, lachte er, »deine Mannschaft (er benutzte das deutsche Wort) läuft wie immer erst zu Höchstform auf, wenn es um etwas geht. Doch was ist bloß mit Spanien los!«

»Ich weiß nicht, was du willst. Ihr habt doch gewonnen und führt souverän die Gruppe an.«

Mustafa, der Wirt, war Türke durch Geburt und Spanier als Fußballfan, zumal er jahrelang in einem Restaurant in Barcelona, unweit des »Camp Nou«, gearbeitet hatte. Belgier war er aus Liebe geworden und außerdem ein Europäer.

»Gewiss, wir haben gewonnen, sogar mit 4:0. Wenn sie mit demselben Ergebnis die Ukraine schlagen, bin ich der glücklichste Mensch auf Erden. Aber hier reden wir von Lu-xem-burg.«

Er sprach den Namen aus, als wäre es eine widerwärtige Krankheit.

»Alles eine Frage der Einstellung, mein Freund, der Einstellung. Wenn du Europameister werden willst, musst du gerade gegen die sogenannten Fußballzwerge professionell zu Werke gehen.«

Ich legte ihm tröstend den Arm auf die Schultern.

»Nein, nein, Marcel, die glorreichen Tage der Spanier sind vorüber, *tu verras*. Erst haben sie den modernen Fußball revolutioniert und jetzt werden sie selbst von ihm überrollt. Es ist tragisch, das mit anzusehen.«

»Hoffentlich bereitet wenigstens meine Mannschaft deinem fußballerischen Genießerblick heute Abend gegen Georgien wieder etwas Freude«, antwortete ich.

»Enttäuscht mich ja nicht! Zeigt mir, dass ihr aus der Niederlage in Irland die richtigen Schlüsse gezogen habt.«

»Eigentlich ganz einfach: Wir müssen gegen extrem defensive Gegner kreativer und risikofreudiger spielen!«

Als ich wieder zu Hause war, legte ich mich für eine Stunde aufs Ohr. Am Nachmittag fiel mir ein, dass ich Rosalie versprochen hatte, mich zu melden. Es lief nur der Anrufbeantworter: »*Hello, it's Rosalie Beauregard, I'm European. Please leave a message after the tone.*«

Ich hatte Rosalie in der Parlamentsbibliothek kennengelernt, in der sie sich Abend für Abend durch die Regale las. Ich ging in die Bibliothek nur, um die Artikel zum selben Thema in deutschen, englischen und französischen Zeitungen miteinander zu vergleichen.

»*Puis-je vous faire un café, Mademoiselle?*«, sprach ich sie an. »*Vous en avez besoin, je crois.*«

»*Mais oui, pourquoi pas!*«

»Wie mögen Sie den Kaffee am liebsten?«

»Schwarz, stark und sehr süß«, erwiderte sie, wie aus der Pistole geschossen.

»*Voilà*, eine junge Dame, die weiß, was sie will.«

Das war dermaßen platt, dass sie in ein fröhliches Gelächter ausbrach. Ich lachte mit. Sie klappte ihr Buch zu, setzte sich auf einen Tisch und sah mir beim Kaffeemachen zu. In der Bibliothek stand kein Knopfdruck-Automat, man durfte alles von Hand machen.

»Recherchieren Sie zu einem bestimmten Thema?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich lese, was mir in die Finger kommt.«

Ich gab ihr den Kaffeebecher in die Hand.

»Wo kommen Sie her?«

»Aus Toulouse.«

Ich meinte, dass sie mit ihren Haaren wunderbar zu dieser Stadt passe, die an sonnigen Tagen in den Farben ihrer Häuser sattorange und rostrot leuchtete. Sie erwiderte, es sei genau das, was ihr im kalten, regnerischen Norden fehle, die Farben des Südens. Von der Wärme ganz zu schweigen. Sie verriet mir, dass sie im Büro der Abgeordneten Marie-France Morceli arbeitete.

»Ich kenne Ihre Chefin«, sagte ich. »Wir haben uns auf der Tribüne beim WM-Viertelfinale zwischen Deutschland und Frankreich kennengelernt. Im Maracanã«, fügte ich hinzu.

Fußball interessierte sie überhaupt nicht. Sie sah durch mich hindurch, als gäbe es hinter mir den Eingang in eine fünfte Dimension, durch die sie in den Süden gelangen würde.

»Und?«, fragte ich. »Wie wärmen Sie Ihre Seele an den trüben Brüsseler Herbstabenden?«

»Ich gehe ins Kino«, antwortete sie. »Ich liebe Literaturverfilmungen.«

»*What about ›Breakfast at Tiffany's?‹*«, fiel mir ein. Der Streifen lief gerade in einem Programmkino ein paar Straßen weiter. Sie sah mich an.

»Ist das eine Einladung?«

»*Bien sûr.*«

»Nach dem Film gehen wir zusammen essen«, entschied Rosalie. »Ins ›Manhattan‹.«

Beim nächsten Mal wählte sie »*La vita è bella*« aus, obwohl der Film nicht auf einem Buch basierte. Sie lachte und weinte im Wechsel, während ich mich fragte, ob man das darf, eine Tragikomödie über den Holocaust drehen.

»Es ist ein guter Film«, befand Rosalie, »über die Menschlichkeit unter unmenschlichen Bedingungen.«

Mit Rosalie ging ich im Laufe eines Jahres so oft ins Kino wie bisher in meinem ganzen Leben nicht. Nebenbei bekam ich Nachhilfe in europäischer Geschichte und Politik. Rosalie hatte über die Gründe und Konsequenzen der französischen Ablehnung des Vertrags über eine Europäische Verfassung durch das Referendum von 2005 promoviert.

»Chirac ist schuld an allem«, behauptete Rosalie. »Was für eine idiotische Idee, ausgerechnet diese Frage das Volk entscheiden zu lassen! Damit hat er die Krise Europas vom Zaun gebrochen, die bis heute andauert.«